

DAN T. SEHLBERG
SINON
THRILLER

AUS DEM SCHWEDISCHEN
VON DAGMAR LENDT

KIEPENHEUER
& WITSCH



1. Auflage 2016

Titel der Originalausgabe: *Sinon*

© 2015 by Dan T. Sehlberg

All rights reserved

Published by agreement with the Salomonsson Agency

Aus dem Schwedischen von Dagmar Lendt

© 2016 by Kiepenheuer & Witsch

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv © Ryan McVay/Getty Images; FinePic®, München

Autorenfoto © Sandy Haggart

Schrift Dante und Neue Helvetica

Satz Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04778-3

Prolog

Cornelia Mulder hätte nicht zur Arbeit gehen sollen. Nicht die überfüllte S-Bahn von Brennerbaan nach Nyenrode nehmen oder überhaupt aufstehen sollen. Sie hatte die ganze Nacht geschwitzt und schreckliche Träume gehabt, und sicher hatte sie hohes Fieber. Als der Wecker klingelte, überwand sie sich trotzdem, die Füße in die Lammfellpantoffeln zu stecken und ins Bad zu schlurfen. Sie zog die Kleider vom Vortag an, stopfte ihre Papiere in die abgewetzte Umhängetasche und verließ das Haus, ohne sich geschminkt zu haben. Die Fahrt zur Universität war ein Albtraum; jedes Mal, wenn der Zug sich in die Kurve legte, war sie kurz davor, sich zu übergeben. Die lauten Stimmen um sie herum klangen fern und abgehackt. Es war der erste Tag des Semesters, heute würde sie ihre neue MBA-Klasse begrüßen. Sich krankzumelden war undenkbar, die Studenten hatten hohe Studiengebühren bezahlt, und alle kamen mit den besten Empfehlungen von Hollands erfolgreichsten Unternehmen. Die Erwartungen waren hoch.

Im Dozentenzimmer bemerkte Cornelia die Wunde an ihrem rechten Arm. Als sie vor dem Spiegel im Waschraum das durchgeschwitzte Kleid hochzog, entdeckte sie die gleichen Wunden auf dem Bauch, braunschwarze Beulen, die wehtaten, wenn sie daraufdrückte. Sie erbrach sich ins Waschbecken, wischte sich den Mund mit einem kratzigen Papiertuch ab und starrte lange auf das rotäugige Gesicht im Spiegel. Der Unterricht begann in weniger als vierzig Minuten. In drei Stunden hatte sie Unterrichtsschluss, dann würde sie sofort nach Hause fahren und sich ins Bett legen.

Die fünfzig Studenten saßen in vier Reihen im Klassenraum, die Rücken gerade und die Stifte gezückt. Vor ihnen, zwischen dem Kamin und dem Rembrandt-Gemälde, stand ihre Seminarleiterin Cornelia Mulder. Schon beim Eintreten hatte sie einen verwirrten Eindruck gemacht, ihr Blick flackerte hin und her, und sie bewegte sich hölzern. Sie stellte sich vor, dann verstummte sie, vielleicht hatte sie noch mehr sagen wollen, es sich aber anders überlegt. Sie fuhr sich mit dem Unterarm übers Gesicht und seufzte so laut ins Mikrofon, dass es in den Lautsprechern rumpelte. Sie schluckte und ordnete ihre Unterlagen. Die Sekunden verstrichen. Eine unbehagliche Stille breitete sich aus. Cornelia versuchte zu trinken, aber ihre Hand zitterte so sehr, dass sie das Wasser auf ihre Papiere verschüttete. Schließlich drehte sie sich zu den großen Fenstern um, hinter denen der Park lag.

»Ich ... wo war ich?«

Eine Studentin in der ersten Reihe hob die Hand, wartete aber nicht, bis ihr das Wort erteilt wurde. »Frau Mulder, Sie haben Nasenbluten.«

Cornelia hob automatisch die Hand ans Gesicht, dabei wurden mehrere offene Wunden auf ihrem Arm sichtbar. Sie schwankte, und noch ehe jemand bei ihr sein konnte, sackte sie haltlos zu Boden. Der Student, der ihr am nächsten saß, war aufgesprungen, um ihr zu helfen, aber jetzt wich er zurück. Das Gesicht der Frau zu sein Füßen war voller Blut. Es lief aus ihren aufgerissenen Augen und sprudelte aus ihrem halb geöffneten Mund.

Oberarzt Jahn Boer studierte besorgt die Krankenakte der neu eingetroffenen Patientin. Cornelia Mulder war nicht die einzige; in den vergangenen Stunden waren weitere sechs Patienten mit identischen Symptomen in die Notaufnahme des UMC in Utrecht eingeliefert worden. Alle lagen jetzt im Koma.

TEIL 1
GRÜSSE AUS KETZIOT

Sieben Tage früher. Zwischen Nairobi und Somalia

African Express Flug XU 529 war mit fünf Stunden Verspätung vom internationalen Flughafen Jomo Kenyatta in Nairobi gestartet. Die Flugzeit würde gut neunzig Minuten betragen. Sie hatten keinen Termin einzuhalten, deshalb spielte die Verspätung keine Rolle. Rachel Papo sah auf ihre Uhr, noch zwanzig Minuten bis zur Landung. Gregor Khazan, der dicke Mann neben ihr, stank nach Schweiß und rieb sich immer wieder nervös mit den Händen über die Oberschenkel.

Sie blickte durch das Fenster der DC-9 hinaus. Keine Wolken zu sehen, nur endlose Steppe mit vereinzelt dunklen Flecken. Ein dumpfer Geruch hing in der Kabine. Sie schloss die Augen und versuchte, eine bequemere Stellung zu finden. Der Sitz war hart und steif mit einem Bezug aus grünbraunem Plastik. Mittlerweile bekam sie sofort Rückenschmerzen, wenn sie sich hinsetzte. Beim Kontrollbesuch hatte der Arzt besorgt auf die großen verschwommenen Röntgenbilder gezeigt. Mit zwei Rückenwirbeln, L2 und L3, stimmte etwas nicht. Die Verletzungen stammten von einem Bombenanschlag auf ihre Wohnung. Als die Druckwelle sie durch die Balkonverglasung katapultiert hatte und sie auf dem Steinpflaster aufschlug, hatte sie sich Risse in der Wirbelsäule und Verletzungen des Rückenmarks zugezogen. Dem Arzt zufolge hatte sie noch Glück gehabt. Hätte sie den Sturz nicht mit dem Unterarm abgefangen, wäre sie heute gelähmt. Instinktiv strich sie sich über die Narbe am linken Arm. Aber die Rückenschmerzen würde sie ihr Leben lang behalten.

Rachel hatte verschiedene Möglichkeiten der Tarnung mit David Yassur besprochen, dem operativen Chef des Mossad. Gregor Khazan war ein Erdölprospektor der russischen Siberian Petrol Resources. Die besten Lügen lagen immer nah bei der Wahrheit, deshalb hatten sie beschlossen, dass Gregor genau das sein sollte, was er war. Als Erdölsucher war er perfekt, mit seinen dicken Ringen, dem abgetragenen grauen Anzug, dem fleckigen Hemd und den dünnen, fettigen Haaren. Um diesen wahren Kern herum hatten sie eine Geschichte gestrickt, die funktionieren müsste. Rachel sollte Nadira Al-Nsour sein, Investmentmanager bei Qatar Capital Partner, die Gregor als Beraterin und Assistentin begleitete. Ressourcenanalytiker schätzten, dass einhundertzehn Milliarden Barrel Rohöl unter der ausgetrockneten Erdkruste Somalias lagerten. African Energy hatte bereits mit Bohrungen begonnen, es war seit über zwanzig Jahren der erste Abbau von Bodenschätzen im Land. Man rechnete damit, vier Milliarden Barrel im Wert von einer halben Billiarde Dollar zu fördern. Damit war das Wettrennen eröffnet, und chinesische, englische und russische Firmen bestachen die Warlords im Land, um sich Förderrechte zu sichern und Dorfbewohner von den Bohrplätzen zu vertreiben. Deshalb war Gregor vor drei Wochen ins Land gekommen. Das war auch der offizielle Grund, warum er mit einer Beraterin aus Katar zurückkehrte.

Das Flugzeug neigte sich zur Seite und verlor an Höhe. Gregor sagte etwas, aber Rachel öffnete die Augen nicht. Wenn alles nach Plan lief, würde er reich werden. Was würde er mit dem Geld machen? Kaviar kaufen? Deodorant?

Als Gregor von seiner ersten Reise nach Hause gekommen war, hatte er wichtige Informationen mitgebracht. Gleich nach seiner Landung in Russland hatte er einen amerikanischen Diplomaten kontaktiert, und die Amerikaner hatten die Informationen nach Jerusalem weitergeleitet. Rachel, die fließend Russisch sprach, wurde tags darauf nach Sankt Petersburg geschickt. An einem Fenstertisch im Café Singer mit Blick auf die Kasaner Ka-

thedrale und die breite Paradestraße Newski Prospekt hatte Gregor von seinem letzten Tag in Mogadischu berichtet. Er war in der Hotellobby von einem unbekannten jungen Mann angesprochen worden. Der Mann hatte Todesangst und bat um Hilfe beim Verlassen des Landes. Er behauptete, er sei Mitglied des Terrornetzwerks Al-Shabaab, stehe aber nach einem Familienstreit jetzt auf dessen Todesliste. Der Somalier versteckte sich in einem der großen Flüchtlingslager außerhalb der Stadt, wusste aber, dass man ihn dort bald finden würde. Gegen Schutz und Asyl wollte er Informationen liefern, Informationen über eine palästinensische Gruppe, die Somaliland besucht und sich Schutz von Al-Shabaab gekauft hatte. Die Palästinenser hatten sehr spezielle Wünsche hinsichtlich Internetzugängen und Computerkapazitäten gehabt. Gregor hatte eine Handynummer von dem Somalier erhalten, und gleich nach ihrer Ankunft im Hotel in Mogadischu würde er ihn anrufen und ihm mitteilen, dass er eine Lösung gefunden habe. Die Lösung hieß Rachel, aber sie war keine Lösung. Sie hatte weder den Ehrgeiz noch die Möglichkeit, den Somalier zu beschützen. Zwar hatte sie einen Umschlag mit falschen Papieren bei sich, die ihm theoretisch über die Grenze helfen konnten, und wenn der Mann verzweifelt genug war, sollte das genügen, um die Informationen von ihm zu erhalten, aber er würde trotzdem nicht überleben. Al-Shabaab kontrollierte weite Teile des Territoriums, der Polizei und des Militärs von Somalia. Der Abtrünnige war so gut wie tot, mit oder ohne neue Papiere.

Die Lautsprecheransage verkündete auf Swahili und anschließend auf Englisch, dass sie in Kürze landen würden. Rachel schlug die Augen auf. Gregor starrte mit feuchtem Blick auf die Rückenlehne vor sich und wischte sich hektisch die Hände an den Hosenbeinen ab. Die Sonne stand fast senkrecht über dem Flugzeug, und durch das Fenster konnte Rachel den Schatten der Maschine verfolgen, der über den Flickenteppich unter ihnen raste. Die Häuser sahen aus wie verstreute Legoklötzchen zwi-

schen ausgetrockneten Flussbetten und schmalen Wegen. Dann tauchte die Küste auf. Das grünblaue Piratengewässer. Mittlerweile machte der internationale Schiffsverkehr einen weiten Bogen um das Horn von Afrika. Der Schatten wurde immer größer. Sie flogen über die Stadt. Tausende von Häusern, wild durcheinandergewürfelt mit schmalen Gassen und großen Müllhalden. Das Magazin *Forbes* hatte Mogadischu zum gefährlichsten Ort der Welt gekürt. Rivalisierende Warlords beherrschten das Land, und endlose Bürgerkriege hatten eine zerstörte Stadt hinterlassen, die unaufhörlich von unter Drogen stehenden Kindersoldaten geplündert wurde. Eine Stadt, in der Milizsoldaten die Zivilbevölkerung vergewaltigten und töteten und wo Selbstmordattentate, Autobomben und Heckenschützen zum Alltag gehörten. Überschwemmungen, Dürre und Hunger forderten Tausende Opfer im Land. In der Welt dort unten galten keine Gesetze mehr, mit Ausnahme von willkürlich verhängten Scharia-Strafen in Form von Hinrichtungen, Folter und Verstümmelungen.

Rachel streckte die Beine aus und verzog vor Rückenschmerzen das Gesicht. Dann lächelte sie den dicken Russen an.

»Wenn wir Glück haben, können wir vor dem Abendessen noch ein bisschen schwimmen.«

Haluza, Israel

Nicht weit entfernt vom Weltkulturerbe Haluza, mitten zwischen den kahlen Sanddünen, befand sich eine Anlage, die es nie auf die Liste der UNESCO schaffen würde. Mit einer Fläche von vierhunderttausend Quadratmetern war Ketziot Israels größtes Gefängnis. Das Gelände war während der ersten Intifada als Lager für palästinensische Kriegsgefangene genutzt worden. Das Gefängnis bestand aus vier Sektionen zu je vier Einheiten, gesichert durch eine fünf Meter hohe Mauer mit elektrischem Sta-

cheldraht, Wachtürmen und topmoderner Sensorüberwachung. Die vier Sektionen dienten dazu, die Gefangenen aufzuteilen und Gruppen mit unterschiedlichen religiösen oder politischen Ansichten voneinander zu trennen. Nur wenige wussten allerdings, dass es noch eine fünfte, unterirdische Sektion gab, siebzehn Meter unter dem weitläufigen Tunnel- und Kanalisations-system des Gefängnisses.

Der operative Chef des Mossad, David Yassur, musterte das ehemalige Knesset-Mitglied auf der anderen Seite des Tisches. Akim Katz, Deckname Sinon. Bis vor einer Woche einer der wichtigsten Berater der Regierung und ein enger Freund des Premierministers Ben Shavit. Neben ihm saß Verhörleiter Yanis Solman, direkt gegenüber dem nackten Akim, dessen Hände hinter der Rückenlehne des Stuhls gefesselt waren. Es war kühl im Zimmer, und David vermutete, dass Akim fror. Yanis war mit seinen Unterlagen beschäftigt. Er blätterte darin, schien etwas zu suchen, machte sich Notizen und blätterte wieder.

Das Rascheln störte David, er legte eine Hand auf Yanis' Arm, woraufhin dieser verwundert aufblickte. »Lass uns bitte einen Moment allein.«

Dann wandte er sich an Akim. »Möchten Sie einen Kaffee? Ein Glas Wasser?«

Akim verzog keine Miene.

David wandte sich wieder an Yanis. »Ich hätte jedenfalls gern einen Kaffee.«

Der Verhörleiter nickte, legte die Papiere hin und ging. Die graue Stahltür schloss sich mit einem leisen Klicken hinter ihm. Es war still im Raum, bis auf das Rauschen der Klimaanlage. David fragte sich, ob Yanis sie absichtlich so kühl eingestellt hatte.

Akim ließ den Kopf hängen. David sah die kleinen Einstiche an seinem rechten Unterarm. Die Venen waren immer noch verfärbt von den starken Präparaten. Vorbei die Zeiten, als man Ge-

fangene mit Elektroschocks und simuliertem Ertränken gequält hatte. Die Entwicklung schritt voran. Autos wurden immer sicherer, Computer schneller und Foltermethoden effektiver. Zumindest sauberer. Heute hatten sie Drogen, die die Sinne so hochempfindlich machten, dass ein leichter Klaps mit der Hand genügte, um einen erwachsenen Soldaten umzuwerfen. Drogen, die dem Gefangenen vorgaukelten, dass ein Heer von Spinnen über seine Organe krabbelte, und ihn in irrsinnige Angst versetzten. Und es gab das Wahrheitsserum. Die modernen Substanzen waren Lichtjahre entfernt von den Benzilsäureestern des Vietnamkrieges und dem Pentothal des Kalten Krieges. Sie drangen direkt ins Kontrollzentrum des Gehirns vor und lösten alle Blockaden und Hemmungen. Heute brauchten sich die Verhörspezialisten nicht mehr sonderlich anzustrengen, deutlich formulierte Fragen und eine Spritze reichten. Auch diesmal hatten die Drogen gute Arbeit geleistet. Innerhalb von acht Stunden hatten die Chemikalien aus Akim einen willigen Zombie gemacht, der mit Ausnahme von zwischenzeitlichen Angstanfällen gehorsam auf alle Fragen von Yanis antwortete.

Akims Geschichte war erstaunlich. Und erschreckend. Jahrelang hatte er in dem Ruf gestanden, ein knallharter Rechtskonservativer zu sein, ein Mann, der sich immer für die israelischen Siedlungen starkgemacht hatte, für harte Sanktionen gegen Gaza und für einen proaktiven Angriff gegen den Iran. Er war Offizier der israelischen Armee, hatte in der zweiten Intifada gekämpft und eine Tapferkeitsmedaille erhalten.

Akim Katz und Ben Shavit hatten sich in der Armee kennengelernt. Sie waren Freunde geworden und in Kontakt geblieben, während Ben beim Militär und Akim in der Partei Karriere machten. Als Ben Jahre später Premierminister wurde, holte er Akim als Berater zu sich. Das war vor fünf Jahren gewesen. Großer Gott, Akim war fünf lange Jahre Mitglied des engsten Kreises um Ben Shavit gewesen. Was gab es noch alles, was sie bisher nicht wussten? Wie viel Schaden hatte er angerichtet? Je mehr Yanis

aus dem unter Drogen gesetzten Akim herausholte, desto ungreiflicher wurde die ganze Sache. Das passte alles nicht zusammen. Was hatte ihn dazu gebracht, sich gegen sein Land zu stellen? Wann hatte es angefangen? Wer hatte ihn bezahlt?

David's Blick fiel auf Yanis' Unterlagen. Er beugte sich vor und schlug eine Seite des zuoberst liegenden Protokolls auf. Datum und Uhrzeit sagten ihm, dass es Aufzeichnungen aus einem der ersten Verhöre waren, bevor sie die chemischen Substanzen eingesetzt hatten. Yanis schrieb penibel mit, was eigentlich unnötig war, da alles, was im Verhörzimmer vor sich ging, gefilmt wurde. David überflog die Seiten, auf denen überwiegend Yanis' Fragen und ein Symbol notiert waren, von dem er annahm, dass es für Akims Schweigen stand. An einer Stelle hatte er jedoch geantwortet:

Yanis: Erzählen Sie mir von Ihrer Religion.

Akim: Ich nehme an, ich bin in Ketziot? Sektion fünf?

Yanis: Warum glauben Sie das?

Akim: Ich habe den Druck auf den Ohren gespürt, beim Hinunterfahren. Siebzehn Meter, wenn ich mich recht erinnere.

Yanis: Waren Sie schon mal in Ketziot?

Akim (lächelt): Ich habe bei der Einweihung das Band durchgeschnitten.

David musste husten und hob den Kopf. Akim starrte ihm direkt in die Augen. Sein Blick war klar, als wäre die Wirkung der Substanzen plötzlich verflogen. David wollte gerade etwas fragen, als Akim plötzlich das Gesicht zur Decke hob und laut und verzweifelt schrie. Seine Finger krallten sich in die Luft, als hätte er einen spastischen Anfall. David blickte intuitiv zum Fenster mit der schwarzen Glasscheibe, hinter der sich mindestens ein Wachmann befand. Noch ehe er irgendwas unternehmen konnte, verstummte Akim ebenso plötzlich wieder. Der abwesende Ausdruck kehrte in seine Augen zurück, und die Finger hingen

wieder schlaff herunter. David runzelte die Stirn. Trügten ihn seine Augen? Akim trug einen Ehering, einen breiten Goldring mit eingearbeiteten Diamanten.

Die Tür klickte, Yanis kam zurück.

»Hatte er einen Anfall?«

David nickte und nahm einen braunen Kaffeebecher entgegen. »Das ist ganz normal. Er kommt von seinem Trip runter, das Nervensystem ist überreizt. Leider wird er sich auch bepisst haben.«

David trank einige Schlucke und betrachtete den nackten Mann nachdenklich. Er stieß einen Seufzer aus, plötzlich müde. Vielleicht war die Luft schlecht. Vielleicht war es der Druck. Er schlug die Mappe zu und erhob sich.

»Ich fahre zurück nach Tel Aviv. Gib mir Bescheid, falls ihr noch mehr aus ihm herausholt.«

»Natürlich. Wann kommst du wieder?«

»Kann ich noch nicht sagen. Entweder komme ich her, oder ich sehe mir die Filme an.«

Er ging zur Tür und nickte Richtung Glasscheibe. Das Schloss summte. Ehe er hinausging, drehte er sich noch einmal um. »Warum habt ihr ihm den Ring gelassen?«

Yanis lachte. »Ah, der Ring. Du bist aufmerksam. Das ist eine Ausnahme. Wir haben ein Tauschgeschäft probiert. Um einen Dialog in Gang zu bringen, haben wir ihm angeboten, dass er ein persönliches Stück behalten darf, wenn er drei Fragen ehrlich beantwortet. Das war, bevor wir gespritzt haben. Und er hat sich den Ehering ausgesucht.«

David machte ein skeptisches Gesicht. »Und? Hat es was gebracht?«

»Unter anderem haben wir auf diese Weise erfahren, wie er mit Gaza kommuniziert hat.«

David antwortete nicht, und Yanis fügte eilig hinzu: »Keine Sorge, wir haben den Ring geprüft. Es ist unmöglich, dass er sich oder jemand anderen damit verletzt.«

Auf dem Flughafen war kaum Betrieb. Die große Halle mit der Zollabfertigung war hell und luftig, der polierte grauweiße Marmorfußboden reflektierte das Licht der Neonröhren an der Decke. Schmale schwarze Geländer sorgten für einigermaßen geordnete Schlangen bis hin zu den Zollabfertigungsschaltern im hinteren Teil des Gebäudes, von denen nur einer besetzt war. Alle in der Schlange waren Farbige, die gelblich weißen Augen der Frauen schauten aus roten oder grünen Tüchern hervor, die Blicke waren müde und ausweichend. Die Männer waren groß und schlank.

Rachel Papo ordnete ihren Hidschab und verzog das Gesicht. Heute war Samstag, Taras Lieblingstag. Sie hätte bei ihr sein, ihr ein Stück Torte mit extra viel Sahne mitbringen sollen. Einer der Zöllner hob ihre Tasche auf das Röntgenband. Rachel reichte ihm ihren Pass, dunkelrot mit goldenen Buchstaben und dem Wappen mit den gekreuzten Schwertern und den Palmen: State of Qatar. Der Mann blätterte. Sie erkannte ihr Gesicht auf dem schwarz-weißen Passfoto, aber mit dem Namen konnte sie sich nicht identifizieren. Nadira Al-Nsour. Das waren nur Buchstaben, beim nächsten Auftrag würde es ein anderer sein. Ob Tara sie vermisste? Wusste sie überhaupt, dass heute Samstag war? Doch, natürlich. Eine Schwester hatte erzählt, dass Tara samstags immer an der Tür saß und wartete, und dass sie sich dann nie an den Aktivitäten des Pflegeheims beteiligen wollte, weil sie Angst hatte, den Besuch ihrer Schwester zu verpassen. Rachel spürte einen Anflug von Kummer, der in Gereiztheit überging. Sie würde so schnell wie möglich nach Hause zurückkehren. Sobald sie wieder in Israel war, würde sie mit Tara in den Beit-She'arim-Park gehen. Da konnten sie Tauben scheuchen oder einfach im Gras liegen und in den Himmel schauen. Tara liebte Wolken. Und Torte konnten sie auch essen, wenn es Sonntag war.

»Ma mehnatuki?«

Sie blickte auf. Der Zollbeamte hatte etwas gesagt. Als sie nicht antwortete, wiederholte er seine Frage: Was machen Sie beruflich? Da sie aus Katar war, fragte er in holprigem Arabisch.

Sie lächelte und antwortete: »A'mal ka rajal a'maal. Geschäfte.«

Der Mann betrachtete sie lange. Skepsis lag in seinem Blick. Reflexartig spannte sie sich an, überlegte mögliche Alternativen. Was konnte passieren? Man konnte ihnen die Einreise verweigern und sie zwingen umzukehren. Man konnte sie verhaften und wegen Spionage anklagen. Die Polizei war korrupt und wurde von Al-Shabaab gesteuert. Gregor würde umfallen, er würde ihnen alles über den Auftrag verraten und sie würde keine Möglichkeit haben, ihm das Maul zu stopfen. Wahrscheinlich würde man sie umbringen und auf einer der städtischen Müllkippen verscharren.

Sie verlagerte das Gewicht und wollte Gregor gerade beiseiteschieben, als der Zöllner lachte und den Kopf schüttelte. Dann legte er den Pass auf den Tresen und knallte einen Stempel darauf.

»Nabdaadi Muqdisho. Willkommen in Mogadischu.«

Sie ließ unwillkürlich die Schultern sinken, griff nach ihrer Tasche und machte sich auf den Weg zur Ankunftshalle.

Gregor folgte dicht hinter ihr und schnaufte hörbar. Sie gingen durch einen langen Korridor mit braunen Wänden und bunten Fotos von einem üppig gedeihenden Somalia, passierten zwei schwer bewaffnete Wachmänner und gelangten hinaus in die Wartehalle. Rachel ließ den Blick schweifen und entdeckte einen großen schlanken Mann mit einem Siberian-Petrol-Schild. Er lächelte und drängte sich durch die wartende Menschenmenge. Der obligatorische Leibwächter. Ihr gefiel das nicht, aber sie hatten keine Wahl; alle Geschäftsreisenden in Somalia brauchten einen Beschützer. Der Mann gehörte vermutlich zu Al-Shabaab und würde sie kaum beschützen, sondern allenfalls bewachen. Als er sie erreichte, begrüßte er sie herzlich, er hatte eine Fistel-

stimme und roch nach Knoblauch. Sein Name war Jaamac Bentou. Nachdem sie sich die Hand gegeben hatten, nahm er ihnen die Taschen ab und nickte lächelnd zum linken Ausgang. Drei seiner Vorderzähne waren aus Gold.

Der Verkehr auf der Wadada Garoonka war dicht, und die Autoschlängen kamen nur langsam voran. Jaamac hatte einen überraschend neuen Honda, deshalb war die Fahrt zwar zäh, aber wenigstens bequem. Die Luft im Wageninneren war gesättigt von einem süßen Parfüm, das Rachel Kopfschmerzen bereitete. Sie kurbelte das Fenster herunter und sog den Gestank von Abgasen und Straßenstaub ein. Lieber das als den schweren Rosenduft.

Sie betrachtete die lebhafte Straße. Die einst weißen Häuser waren grauschwarz mit Einschusslöchern und Rissen in den Fassaden. Sie kamen an Straßenhändlern vorbei, die sich über qualmende Ölfässer mit gegrilltem Fisch, Nüssen und Süßkartoffeln beugten. Ein Junge im roten Fußballtrikot stieß gegen die Autotür, als er sich vorbeidrängte, über der Schulter trug er einen grau-grünen Hai. Sie sah keine Leichen auf der kurzen Strecke zwischen Flughafen und Hotel Ambassador, obwohl Gerüchte wissen wollten, dass man in Mogadischu immer wieder Leichen im Müll fand.

Das zweistöckige grün-weiße Hotel war eines der modernsten und am besten erhaltenen Gebäude der Stadt. Jaamac unterhielt sich mit dem Hotelpersonal in knatterndem Somalisch, und dann wurde ihr Gepäck von zwei kleinen Jungen mit mageren Beinen in verschlissenen Shorts weggetragen. Die Frau an der Rezeption schien Angst vor Jaamac zu haben, sie duckte sich, während sie die Schlüssel herausgab und stumm auf den Fahrstuhl zeigte. Jaamac schüttelte ihnen die Hand und versprach, früh am nächsten Morgen zurück zu sein.

Rachel brachte Gregor zu seinem Hotelzimmer und ging dann zu ihrem eigenen, das ganz am Ende des schmalen Korridors lag. Das Zimmer war klein und wurde fast ganz von einem

dunkelbraunen Holzbett mit spitzenbesetzter Bettwäsche ausgefüllt. Ihre Tasche stand am Fußende. Die Klimaanlage funktionierte entweder nicht oder war abgestellt, es war brütend heiß im Raum, und Rachel war schweißnass. Sie suchte eine Weile nach einem Regler, fand aber keinen. Sie ging zum Fenster, öffnete es und schaute hinunter auf den kleinen Park. Es wurde schon dunkel, zwischen den Büschen brannten Lampen. Wie zum Teufel hatte sie vergessen können, Zigaretten zu besorgen? Frustriert ging sie unter die Dusche. Nach einigen Minuten unter dem stotternden Wasserstrahl, dessen Farbe zwischen braun und dunkelgrau wechselte, ging sie zurück ins Zimmer und legte sich tropfnass aufs Bett. Das Licht flackerte. Die Stromversorgung war instabil, wie alles andere. Sie machte die Lampe aus, schloss die Augen und lag ganz still. Die Feuchtigkeit auf der Haut kühlte und machte die Hitze einigermaßen erträglich. Sie dachte an Eric Söderqvist. Ob es ihm gelungen war, seine Frau zu retten? Sie erinnerte sich an die kleine Baracke auf dem Flugplatz in Tel Aviv. Er hatte etwas sagen wollen, was ihm nicht über die Lippen kam. Und sie hatte ihn gestoppt. Aber sie wussten beide, was nicht gesagt wurde. Und auch, warum nicht.

Draußen knallte es mehrmals. Sie kannte das Geräusch, Schüsse aus einem großkalibrigen Maschinengewehr. Ihr fiel die Tasche am Fußende ein, sie beugte sich über die Bettkante und suchte das schmale Buch heraus. Sie bewahrte Erics Sachen auf, die einen Tag nach dem Einsatz aus Gaza gekommen waren. Als sie ihre Tasche für Somalia packte, hatte sie das Buch mitgenommen. Sein Buch. Sie schaltete die Nachttischlampe an, lehnte sich zurück und betrachtete den Umschlag. *Laughter beneath the forest* von Abraham Sutzkever. Warum las er einen alten jiddischen Dichter?

Das Telefon klingelte. Sie ließ das Buch sinken, rollte sich auf den Bauch und nahm ab. Sie sagte nichts, hörte nur zu. Dann legte sie auf, löschte das Licht und rollte sich wieder auf den Rücken. Gregor hatte Kontakt zu dem Aussteiger aufgenommen.

men, sie würden sich früh am Montagmorgen auf dem berühmten Bakakar-Markt treffen, dem Markt, auf dem man alles Mögliche kaufen konnte, von Medikamenten gegen Aids bis zu Königskobras, Panzerfäusten und Sklaven. Montag. Sie würde also noch einen Tag länger im Land bleiben müssen. Kein Tor-
tenessen mit Tara. Sie legte den Kopf neben das Buch, das schwach nach altem Papier roch, zog die Knie an und schloss die Augen. Wenige Minuten später schlief sie, wie immer mit geballten Fäusten, leicht und unruhig. Vor dem Fenster war wieder das ferne Rattern eines Maschinengewehrs zu hören.

Dalarö, Schweden

Das Sportboot hüpfte mit fünfundzwanzig Knoten über die Wellen. Die dünne Schutzfolie klebte noch auf dem Armaturenbrett, und die Startschlüssel baumelten an einem blauen Reklamering mit dem Logo des Bootshändlers. Eric Söderqvist bog um die Landzunge von Furunäs, vor sich die Insel Simpskallen und steuerbords die Villen und Bootsstege von Smådalarö. Alles roch neu, nach Kunststoff, Farbe und Gelcoat. Er versuchte, mit dem großen GPS zurechtzukommen, aber obwohl er Doktor der Systemwissenschaft war, gelang es ihm nicht, eine vernünftige Karte auf den Monitor zu holen. Hanna hatte darauf gedrängt, dass sie sich ein neues Boot anschaffen sollten. Ein schnelleres und vor allem seetüchtiges Boot, damit sie endlich Jens Wahlberg in seinem neuen Sommerhaus im äußeren Schärengarten besuchen, längere Ausflüge machen und neue Inselrestaurants ausprobieren konnten. Eric dagegen vermisste das alte Ruderboot mit seinem klapprigen Außenbordmotor und den wackeligen Dollen. Es wurmte ihn ein bisschen, dass er sich so leichtfertig davon getrennt hatte. Das alte Boot war ein gediegenes Stück Handwerk, voller Erinnerungen und Geschichten. Jetzt hatte er es gegen eine Plastikwanne vom Fließband eingetauscht. Hanna hatte das

Modell ausgesucht, und Jens würde es mit Sicherheit lieben. In diesem Punkt waren sie beide gleich. Ihm fiel ein, dass Jens nachher zum Essen kommen wollte. Dann konnte Hanna ihm das neue Brüllmonster vorführen.

Als er um die Landspitze von Röudd bog, nahm er das Gas zurück, um die Nachbarn nicht zu ärgern. Er entdeckte Hanna auf dem Steg, sie saß ganz am Ende und ließ die Beine baumeln. Großer grüner Sonnenhut, weißer Bikini. Sie hielt eine Hand schützend über die Augen und winkte ihm zu. Als er an den Steg heranglitt, erwartete sie ihn mit der Leine zum Festmachen in der Hand. Sie lachte.

»Schick! Jetzt brauchen wir nur noch einen neuen Steg, passend zum Boot. Was Moderneres.«

Er fing das Seil auf und schüttelte den Kopf. »Nun lass mal gut sein. Dieser Steg war die letzten hundert Jahre hier, und er hält mindestens noch mal hundert Jahre durch.«

Hanna biss sich auf die Lippe. »Stege altern schneller als Menschen.«

»Was? Wer sagt das?«

»Tranströmer.«

Er stellte den Motor ab. Sofort wurde es still, bis auf das Glucksen der Wellen am Bootsrumpf. Hanna sprang hinunter ins Cockpit, umarmte ihn und strich dann zufrieden mit den Fingern über die neuen Instrumente.

Er lächelte. »Und der Skipper? Willst du den auch auswechseln, wenn du schon mal dabei bist? Gegen was Moderneres?«

Hanna blickte ihm in die Augen. Dann beugte sie sich vor und küsste ihn. »Wer weiß, vielleicht mache ich das. Sei dir nicht zu sicher. Eines schönen Tages ...« Sie setzte sich aufs Vorderdeck und legte die Beine auf die Reling. »Aber heute nicht. Heute bist du der Kapitän auf meinem Boot.«

Sie blinzelte in die Sonne und lächelte. »Und der Kapitän hat eine Aufgabe. Nicht sehr glamourös, aber dafür umso wichtiger.«

»Die wäre?«

»Es stinkt unterm Haus.«

Er verdrehte die Augen.

»Der Ejektortank der Toilette ist voll, und dann leckt er. Man muss unters Haus kriechen und das Zeug in den Garten pumpen. Du bist kleiner als ich, also ... Eine typische Aufgabe für einen Matrosen.«

Sie kletterte zurück auf den Steg.

»Als ich das letzte Mal unterm Haus war, habe ich eine Kreuzotter gesehen. Ich mache das nicht mehr. Ich warte hier in der Sonne auf dich. Und bring bitte eine Flasche Wasser mit, wenn du zurückkommst.«

Während er die Treppe zur Sommerhütte hinaufstieg, dachte er an die Schlange. Das war ein kleines Ding gewesen, wahrscheinlich nicht mal eine Kreuzotter. Nichts, wovor man sich fürchten musste. Aber er erinnerte sich, dass er sich den Mona-Virus so vorgestellt hatte: als eine unsichtbare Giftschlange in Hannas Blut. Eine Schlange, die es irgendwie geschafft hatte, von seinem revolutionären Mind-Surf-System in ihren Körper hinüberzukriechen. Der Computervirus Mona hatte sie infiziert, und wenn das Antivirusprogramm ihn nicht unschädlich gemacht hätte, wäre Hanna aller Wahrscheinlichkeit nach daran gestorben. So wie Mats Hagström.

Eric blieb auf den Treppenstufen stehen und blickte zurück zum Steg. Hanna lag auf dem Rücken, die Arme ausgebreitet. Der Sonnenhut lag daneben wie eine von Monets grünen Seerosen. Das Boot schaukelte leicht auf den Ausläufern der Bugwellen, die die Inselfähre verursachte. Er war glücklich. Sie waren glücklich. Sie hatten eine zweite Chance erhalten. Die Chance, noch einmal neu anzufangen. Die Chance, wieder zueinanderzufinden. Er drehte sich um und ging weiter zum Haus und dem übervollen Ejektortank hinauf. Die Separett-Toilette war ebenso neu wie das Boot. Er selbst zog das Plumpsklo vor, das ein paar Meter hinter dem Haus stand.

Eric beschloss, dass er versuchen wollte, das alte Boot mit dem

Außenborder zurückzukaufen. Es würde ein Gegengewicht zu alldem Neuen sein. So wie das Plumpsklo. Würde das Gleichgewicht wieder herstellen.

Haluza, Israel

Akim Katz lag ausgestreckt auf der Pritsche in der kleinen, nüchternen Zelle. Er stand immer noch unter Drogen, man hatte ihn mehrere Tage lang gefoltert. Aber das ließ sich alles aushalten, wichtig war, sich psychisch auszuklinken, einen inneren Schutzraum zu finden und sich einfach darin einzuschließen. Schmerzen, Angst, Entsetzen ... Das traf nur seine weltliche Hülle. Noun, die Seele, konnten sie nicht erreichen. Die gehörte Allah. Sie konnten jederzeit wiederkommen und ihn holen, für die nächste Folterrunde. Das Geräusch des Aufschließens war zum Synonym für schreckliche Qualen geworden. Er wusste nicht, was er preisgegeben oder was sie herausbekommen hatten, es war unmöglich, sich alle Fragen, alle Worte zu merken. Sie waren überzeugt, ihn geknackt zu haben, meinten, sie hätten ihn in ihrer Gewalt. Aber durch sein benebeltes Hirn zuckte ein Siegesgefühl. Ein Triumph. Er war siebzehn Meter tief unter der Erde, aber dennoch kapitulierte er nicht. Entgegen allen Erwartungen hatte er es vielmehr geschafft, sich eine Rettungsleine zu besorgen. Sie war zwar dünn und schwach, aber immerhin, jetzt gab es Hoffnung. Und ganz gleich, ob die Rettungsleine ihm das Leben rettete oder nicht, würde sie ganz sicher das Leben dieser Frau zerstören. Das war das Wichtigste. Damit hätte er seine Rache bekommen, und sie würde in der Hölle schmoren. Akim rollte sich auf der Pritsche zusammen. Rachel Papo würde in der Hölle schmoren.

David Yassur hatte den ganzen Tag zu Hause gearbeitet. Nach einem späten Mittagessen mit der Familie ging er zurück in sein Arbeitszimmer. Yanis Solman hatte neue Filme vom Verhör geschickt, und er wollte sie sich so schnell wie möglich ansehen. Er hatte sein Weinglas vom Esstisch mitgenommen und saß jetzt in seinem kleinen Arbeitszimmer direkt gegenüber der Küche vor dem Rechner. Er hörte Rebecca mit dem Geschirr klappern, sie sumnte vor sich hin, gut gelaunt wie immer. David loggte sich in den Server ein und öffnete den Ordner, in dem sich die Filmmitschnitte des Verhörs von Akim Katz befanden. Als Erstes lud er den Film vom gestrigen Nachmittag, direkt nachdem er das Gefängnis verlassen hatte. Akim Katz sprach langsam und mechanisch, antwortete in kurzen Sätzen, die oft in unzusammenhängendem Gestammel endeten. Yanis fragte nach der Finanzierung. *Woher hattet ihr das Geld? Wer hat für Mona bezahlt?* Akim nuschelte vor sich hin, und Yanis wiederholte seine Frage geduldig. Für einen Moment sah es so aus, als würde Akim gleich in Tränen ausbrechen, aber dann sagte er plötzlich etwas. Ein Wort. David stoppte den Film, spulte zurück und schrieb das Wort auf ein Blatt Papier: *Salsabil*. Dann ließ er den Film weiterlaufen. Yanis stellte mehrere Fragen zu dem Wort, aber Akim schien zu benebelt zu sein, um antworten zu können. Er hustete und sabberte. David spulte ein Stück vor, gerade weit genug, um zu sehen, dass Yanis das Verhör abbrach. Der Film war zu Ende. David trank nachdenklich einen Schluck Wein und starrte auf das einsame Wort auf dem Papier. Dann öffnete er den Film vom heutigen Verhör, das erst vor wenigen Stunden stattgefunden hatte. Er merkte sofort, dass Akim anders war. Wachser, selbstsicherer. Yanis nahm das Verhör dort wieder auf, wo er es am vorangegangenen Abend abgebrochen hatte.

»Salsabil, was bedeutet das? Ist das der Name einer Person?«

Zuerst schwieg Akim, aber dann antwortete er mit klarer und überraschend fester Stimme: »Das ist die Quelle.«

»Die Quelle? Wovon?«

Akim lächelte. »Sie stellen die falschen Fragen.«

Er stand heute definitiv nicht mehr unter Drogen. Vielleicht hatte Yanis das so gewollt, um das Problem vom gestrigen Abend zu vermeiden.

Yanis beugte sich zu Katz vor, der wie an allen vorangegangenen Tagen nackt an den Metallstuhl gefesselt war. »Welche Fragen sollte ich denn stellen?«

»Ob es Hoffnung gibt.«

Yanis nickte belustigt. »Okay. Gibt es Hoffnung?«

Akim drehte das Gesicht zur Kamera und starrte direkt in Davids Arbeitszimmer. »Nein, es gibt keine Hoffnung. Nicht für euch. Ihr werdet alle sterben. Eure Frauen, eure Kinder.«

David hörte Rebeccas Lachen aus dem Erdgeschoss.

»Das ist vorherbestimmt und unausweichlich. Es ist Allahs Wille, und wir werden ihn erfüllen.«

Jetzt blickte auch Yanis in die Kamera. »Und wer ist *wir*?«

Akim ignorierte seine Frage. »Ihr seid alle tot. Ihr seid nur wandernde Leichen.«

Der Film stotterte, dann stoppte er. Akims Gesicht mit den harten schwarzen Augen stand auf dem Bildschirm, erstarrt in einem verzerrten, unnatürlichen Lächeln. Yanis sah neben ihm klein und blass aus, wie ein grauer Schatten in der rechten Ecke des Filmausschnitts. Akim strahlte etwas Triumphierendes aus. Was hatte sich während der Nacht verändert? Er hatte einsam in einer Gefängniszelle gelegen, siebzehn Meter unter der Erde. Fern jeder Rettung. Also woher kam sein Selbstvertrauen? David klickte auf Vorspulen, aber es tat sich nichts. Wahrscheinlich war die Datei beschädigt. Er spulte zurück an den Anfang und sah sich den Film noch einmal an. Wieder fragte Yanis nach Salsabil. David verfolgte die Szene aufmerksam, er wollte kein Detail in Akims Stimme oder in seinem Gesicht verpassen. Eine Minute

später schnappte David heftig nach Luft. Er beugte sich näher an den Bildschirm, es war schwer, auf dem schwarz-weißen Überwachungsfilm alle Einzelheiten zu erkennen. Hatten seine Augen ihn getäuscht? Er griff nach der Maus und zoomte ins Bild hinein, klickte auf den Pfeil, um die richtige Sequenz zu erwischen. Nein, er hatte sich nicht getäuscht. Er sprang vom Stuhl auf und lief aus dem Zimmer, hastete die Treppe hinunter und rief Rebecca etwas zu. Auf dem Weg nach draußen angelte er sein Handy aus der Tasche und rief Yanis an.

»Geh schon ran, verdammt.«

Er setzte von der Einfahrt auf die schmale Villenstraße zurück und trat das Gaspedal durch. Ein Mann mit Harke schüttelte wütend die Faust. David wählte noch einmal Yanis' Nummer. Wie hatte der Verhörleiter etwas so Offensichtliches nur übersehen können?

Dalarö, Schweden

Es goss wie aus Eimern. Der Regen prasselte auf die Dachpfannen, rauschte durchs Fallrohr und legte sich wie eine dicke Haut auf die großen Fenster. Eine Haut, die sich in hypnotischen Mustern bewegte und seltsame Geschöpfe auf das Glas malte. Durch das Küchenfenster konnte Eric die Bucht sehen. Das Meer war grauschwarz und schäumte. Kein einziges Boot weit und breit.

Er rief über die Schulter: »Ich hoffe wirklich, dass er kommt!«

Hanna stellte den Staubsauger aus. »Was?«, rief sie aus dem Wohnzimmer.

»Ich hoffe, er kommt.«

»Jens? Der hat in seinem ganzen Leben noch kein Essen versäumt. Das bisschen Regen macht ihm nichts aus.«

»Bisschen Regen ...«

Eric schüttelte den Kopf und ließ noch einen Hummer ins kochende Wasser gleiten. Jens hatte ein gutes Boot, eine 32 Fuß

lange Targa. Die brauchte er auch bei einem Landhaus im äußeren Schärengarten, wo das Wetter sehr rau werden konnte. Da gab es keine helfenden Nachbarn oder schützenden Buchten, nur nackte Klippen, Krüppelkiefern und jede Menge Meer. Sie hatten sich gewundert, als Jens sich diese einsame Hütte weit draußen in den Schären gekauft hatte. Ausgerechnet Jens, der nie allein sein konnte, der immer Freunde und Bekannte um sich haben wollte.

»Ist er das?«

Hanna tauchte neben ihm auf und nickte zur Bucht. Ein kleines blaues Boot, noch weit entfernt, kämpfte sich stur durch die hohen Wellen.

»Das ist er, pünktlich wie immer.«

»Willst du nicht runtergehen und ihm helfen?«

Eric schüttelte den Kopf. »Dann wird er nur sauer. Das ist so ein Macho-Ding, er will es allein schaffen. Außerdem hat er eine Bugschraube. Und eine freie Boje und bereitliegende Leinen am Steg.«

Während sie zurück ins Wohnzimmer ging, rief sie: »Du willst ja bloß nicht nass werden.«

Eric nickte lächelnd.

Eine gute Viertelstunde später flog die Haustür auf, und Jens stapfte prustend in die Diele. Er trug eine rote Regenjacke und auf dem Kopf einen blauen Südwester. Sein Gesicht glänzte nass.

»Ah, herrlich. Der Schärengarten von seiner besten Seite!«

Hanna half ihm aus den nassen Sachen und drückte ihm einen Kuss auf die Wange. Jens legte den Arm um ihre Taille und zog sie mit sich in die Küche. Mit dem anderen umarmte er Eric.

»Wenn es nur halb so gut schmeckt, wie es riecht, machst du mich glücklich.«

Hanna fuhr ihm mit der Hand durch sein nasses Haar. »Du verdienst ein richtiges Festessen nach dieser Fahrt. Die muss schlimm gewesen sein.«

Jens schnaubte verächtlich.

Hanna lachte. »Erzähl uns von Gillöga. Was hat dich dazu gebracht, plötzlich Insulaner zu werden?«

Jens warf sich eine Kirschtomate in den Mund.

»Ich habe schon immer von einer Hütte in den Schären geträumt. War oft mit meinem Vater da draußen. Gillöga macht wirklich nicht viel her, im Gegenteil. Nichts als Felsen und Steine.«

»Gibt's da überhaupt keine Bäume?«

»Doch, ein paar Kiefern. Nackte, verkrüppelte Stämme.«

Hanna betrachtete ihn nachdenklich.

»Klingt irgendwie ... rau.«

Jens machte die Augen schmal. »Rau ist das richtige Wort. Rau und einsam. Wenn man von den Schlangen absieht ...«

Eric legte drei große Blini auf weiße Teller mit handgemalten Möwen. Darauf gab er reichlich Maränenkaviar und krönte das Ganze mit saurer Sahne und Schnittlauch aus dem Garten. Der Schnittlauch leuchtete knackig grün, Eric lächelte und beschloss, Jens nicht zu verraten, warum er hinter dem Haus so prächtig gedieh. Dann holte er den Wein aus dem Kühlschrank und nickte zum Esstisch hinüber.

»Setzt euch.«

Es war warm in dem kleinen Wohnzimmer, und der Kamin verströmte den Geruch von brennendem Birkenholz. Er räucherte vielleicht ein bisschen stark, aber daran ließ sich jetzt nichts ändern. Ab und zu zischte es im Feuer, wenn sich Regentropfen ihren Weg durch den Schornstein gebahnt hatten. Eric blieb vor seinem iPod stehen, wählte Albioni aus und stellte die Lautstärke ein. Dann setzte er sich und legte sich die Serviette auf den Schoß. Sie prosteten sich zu und begannen zu essen. Jens nickte beifällig, den Mund voller Schnittlauch. Als Eric mit der Vorspeise fertig war, nahm er sein Weinglas, lehnte sich zurück und genoss es, Hanna und Jens einfach nur anzusehen. Sie drei waren wirklich wie eine kleine Familie. Er korrigierte sich: nicht *wie* eine Familie, sie *waren* eine kleine Familie. Jens mit seinen

zerzausten blonden Haaren, dem ungepflegten Insulaner-Bart, den kräftigen Händen. Er liebte seinen Freund wirklich. Er dachte daran, was Jens während der furchtbaren Tage, als Hanna so krank war, alles für ihn getan hatte. Damals hatte er für einen Moment gedacht, dass ihre Freundschaft vorbei sei. Aber Jens würde ihn nie im Stich lassen. Und Hanna hatte überlebt. Seine verzweifelte Reise war nicht vergebens gewesen.

Jens hob sein Weinglas und sagte mit lauter Stimme: »Wie sagte der gute Bellman: Blumen der Liebe gieße mit Wein. Ich liebe euch. Skål!«

Jens, der Diskussionen bei Tisch liebte und immer gut vorbereitet war, lehnte sich vor und sah Hanna tief in die Augen.

»Lasst uns heute über die Liebe reden. Victor Hugo hat gesagt, wirkliche Liebe ist, wenn man trotz seiner selbst geliebt wird. Das steht im Kontrast zu Aristophanes, der behauptete, der Urmensch habe vier Arme und vier Beine gehabt, sei aber in der Mitte gespalten worden. Seit dem Tag irren wir durch die Welt und suchen nach unserer verlorenen Hälfte. Wir suchen nach unserem eigenen Abbild. Außerdem sagte Sartre, dass es unmöglich ist, echte gegenseitige Liebe in einer Beziehung lebendig zu erhalten.«

Hanna nickte nachdenklich. »Hatten sie sich nicht entschieden, ohne Liebe zusammenzuleben? Zumindest ohne Sex, also Sartre und de Beauvoir. Sie sagte ja, dass Frauen auf ewig dazu verdammt seien, abhängig zu sein.«

Jens verdrehte die Augen. »In Wirklichkeit sind wir Männer diejenigen, die zur Abhängigkeit verdammt sind. Keiner kommt ohne mindestens eine Frau aus.«

Jens war wie immer zu Spaß aufgelegt, aber Eric merkte, dass etwas nicht stimmte. Er war überzeugt, dass auch Hanna es spürte. Aber er wartete bis nach dem Hauptgericht. Nachdem er noch eine Flasche Wein aufgemacht und die Käseplatte serviert hatte, wechselte er einen kurzen Blick mit Hanna, sah seinen Freund an und sagte ernst: »Jens, was ist los?«

Jens tat erst so, als hätte er es nicht gehört, und konzentrierte sich darauf, große Stücke von den verschiedenen Käsesorten abzuschneiden. Er nickte begeistert. »Frische Feigen, großes Lob an den Koch.«

Hanna sah Eric an und legte ihre Hand auf Jens' Arm.

Er blickte auf, sah erst sie an und dann Eric. »Ich denke, wir warten damit bis nach dem Essen. Ich will uns die Stimmung nicht verderben.«

Eric schüttelte den Kopf. »Sinnlos. Alles an dir schreit so laut ›Schlechte Nachrichten!‹, dass man nicht versteht, was du sonst noch sagst.«

Jens trank einen Schluck Wein. »Okay. Also ... es geht um den Virus.«

Eric blickte instinktiv zu Hanna. Sie senkte den Blick und legte das Besteck hin.

Er sah Jens an. »Was ist mit dem Virus?«

»Er hat begonnen, sich zu verbreiten.«

»Begonnen? Wie meinst du das? Der Computervirus hat sich im Prinzip um die ganze Welt verbreitet, aber hat man ihn nicht inzwischen geknackt?«

Jens warf einen Seitenblick zu Hanna. Man merkte ihm an, dass er ihr Unbehagen spürte. Er schwieg eine Weile, ehe er weitersprach, unsicher, wie er sich ausdrücken sollte. »Der Computervirus, ja, aber von dem rede ich nicht.«

Eric schüttelte den Kopf. »Versteh ich nicht. Wovon dann?«

Hanna schaute hinaus auf die dunkle, regenverhangene Bucht. Trotz des Kerzenlichts konnte Eric sehen, dass sie blass geworden war.

Jens fuhr fort: »Hannas Arzt, Thomas Wethje, ist erkrankt. Und die Krankenschwester, die ihm geholfen hat.«

»Pia?«

Jens nickte. »Sie liegen beide im Krankenhaus Huddinge auf der Isolierstation. Es wird eine Menge Geheimniskrämerei um das alles gemacht.«

Eric stocherte an den Käsehäppchen auf seinem Teller. Ohne aufzublicken, sagte er: »Was bringt sie auf die Idee, dass es genau *dieser* Virus ist?«

»Die Verläufe sind identisch. Hohes Fieber, Kopfschmerzen, Gedächtnisverlust, motorische Probleme, Erbrechen. Nach wenigen Tagen fallen sie ins Koma, begleitet von schweren Herzrhythmusstörungen. Und mit EEG-Kurven, die aussehen wie bei einem epileptischen Anfall.«

Eric wurde es plötzlich eiskalt. Es war, als hätte das Feuer im Kamin all seine Wärme verloren und die beißende Kälte vom Meer es geschafft, das Wohnzimmer in Besitz zu nehmen.

»Weiß man, wie die Ansteckung erfolgt?«

»Nein, man weiß im Prinzip gar nichts. Aber der Virus hat einen Namen erhalten: Novel Corona Like Virus, NCoLV.«

Eric sagte tonlos, als hätte er Jens nicht gehört: »Der Antivirus existiert nicht mehr, er wurde vernichtet, als ich ihn in Mind Surf hochgeladen habe. Es gibt also ... kein Gegenmittel.«

Er sah Hanna an, sie hatte die Serviette zu einem festen Strang gedreht, den sie mit beiden Händen umklammerte. Eric stand auf, ging um den Tisch herum zu ihr und umarmte sie. Jens breitete die Arme aus, eine Geste, die ausdrückte: »Ich hab's ja gesagt«. Hanna machte sich los, stand auf und ging zu den großen Fenstern. Es war inzwischen stockdunkel draußen, der Regen floss unaufhörlich an den Scheiben herab und sprudelte aus dem Fallrohr. Eric konnte Hannas Gesicht nicht sehen, nur das geisterhafte Spiegelbild im Fenster. Ein bleicher Kopf, der über dem schwarzen Meer zu schweben schien. Der Regen verlieh dem Bild einen seltsam pulsierenden Effekt.

»Ich habe es die ganze Zeit gewusst«, sagte sie, ohne sich umzudrehen.

Eric setzte sich auf ihren Stuhl, plötzlich unendlich müde. Er betrachtete ihren schmalen Rücken. »Was hast du die ganze Zeit gewusst?«

»Ich wusste, was passieren würde, aber irgendwie ... Ich

dachte, wir hätten den Verlauf gestoppt, als ich geheilt wurde. Ich habe mich geirrt. Niemand kann ihn stoppen. Was Jens erzählt hat ... Das ist der Anfang.«

»Liebling, ich begreife nicht, wovon du sprichst.«

»Die Albträume, als ich krank war. Das waren keine gewöhnlichen Träume. Sie waren eher wie ... Vorahnungen.«

Sie drehte sich zu ihnen um. Sie war so klein und schmal, wie sie dastand. Eric dachte daran, wie sie im Krankenhaus in ihrem Bett gelegen hatte. An die Silhouette ihres Körpers unter der weißen Bettdecke. Ihn überlief ein Schauer.

»Hanna, ich ...«

Sie unterbrach ihn. »Der Virus wird sich ausbreiten. Versteht ihr? Und es gibt kein Heilmittel. Er ist etwas, das die Ärzte nie verstehen werden. Der Virus kommt nicht aus der Natur.«

Eric erhob sich und ging zu ihr. Er suchte fieberhaft nach Worten, aber sein Inneres war überfüllt von widerstreitenden Gedanken und Gefühlen. Hanna legte den Kopf an seine Brust.

»Sie wird niemanden verschonen.«

Eric küsste ihren Kopf, die kalte Stirn, ihr Haar. Jens lehnte sich über den Tisch.

»Wer wird niemanden verschonen?«

Zuerst schien Hanna nicht fähig zu antworten, aber dann ballte sie die Fäuste und flüsterte: »Das kleine Mädchen ... Mona.«

Stockholm, Schweden

Das große Backsteingebäude des SMI, des Instituts für die Kontrolle von Infektionskrankheiten, am Nobels väg in Solna war dunkel und verlassen, bis auf den Konferenzraum im zweiten Stock. Die Kaffeemaschine war defekt, deshalb mussten sich die beiden Besprechungsteilnehmer mit lauwarmem Ramlösa-Mineralwasser begnügen. Zur Besprechung geladen hatte Ulrika

Seger, Leiterin der BE-H, der Sektion für hochpathogene Mikroorganismen innerhalb der Bereitschaftseinheit für Notfallvorsorge und Gefahrenabwehr. Ihr Gast war Professor Sven Sahlgren, Leiter der Virusforschung im Karolinska-Institut.

Ulrika schaute hinaus auf den Regen. »Was für ein Wetter. Nach dem sonnigen Sommer kommt nun der ganze Regen auf einen Schlag. Die Sintflut.«

Sven lächelte, er war müde und gestresst, gab sich aber alle Mühe, einigermaßen wach zu wirken.

»Nur gut, dass die Urlaubszeit vorbei ist. Und hier drinnen brennt das Neonlicht das ganze Jahr.«

»Wie wahr. Nun, wir sitzen nicht mitten in der Nacht hier zusammen, um übers Wetter zu reden. Ich weiß es zu schätzen, dass Sie sich die Zeit genommen haben hierherzukommen, und entschuldige mich noch einmal für die späte Stunde. Wie gesagt, ich bin morgen bei einer Leitungskonferenz und brauche mehr Informationen über NCoLV.« Sie schaute auf ihr iPad und fragte, ohne aufzublicken: »Fangen wir am Anfang an, was passiert auf I 64?«

»Wir behandeln fünf Patienten, bei denen NCoLV diagnostiziert wurde. Alle zeigen die charakteristischen Symptome: zunächst über einen gewissen Zeitraum hohes Fieber, Übelkeit und Erbrechen, einhergehend mit einer Verminderung der kognitiven Fähigkeiten. Bereits am ersten Tag der Erkrankung hat der Patient Halluzinationen und Alpträume, die sich sukzessive verschlimmern. Hervorgerufen wird dies dadurch, dass NCoLV die Synapsen im Cortex befällt. Zwei bis drei Tage nach Beginn der Erkrankung fällt der Patient ins Koma, trotzdem finden umfassende elektrische Aktivitäten in der Hirnrinde statt, oft mit heftigen EEG-Ausschlägen weit jenseits der Norm. Wir interpretieren das so, dass die Alpträume sich gewissermaßen fortsetzen, obwohl der Patient im Koma liegt.«

»Wie geht es den Patienten jetzt?«

»Einer ist in der Terminalphase, der Zustand von zwei weiteren

ist sehr ernst. Mehrere hatten heftige Blutungen, und im Laufe der letzten vierundzwanzig Stunden haben sich bei zwei Patienten bösartige Schwellungen in den Achselhöhlen gebildet.«

»Kennen wir den Übertragungsweg?«

»Nein, obwohl wir alles in unseren Kräften Stehende getan haben, um herauszufinden, welchen Einflüssen die Patienten ausgesetzt waren und wie ihre Kontaktmuster ausgesehen haben. Wir vertreten die Theorie, dass der derzeitige Übertragungsweg hauptsächlich im direkten Kontakt mit Körpersekreten eines infizierten Trägers besteht.«

Ulrika blickte von ihrem iPad auf. »Warum sagen Sie *derzeitiger* Übertragungsweg?«

»NCoLV ist ein sehr ungewöhnlicher Virus. Tatsächlich haben wir so etwas noch nie zuvor gesehen. Als Doktor Thomas Wethje ihn entdeckte ...«

Ulrika unterbrach ihn. »Der jetzt ebenfalls erkrankt ist?«

Sven nickte und fuhr fort: »... schien der Virus zur Familie der Coronaviren zu gehören. Seine Struktur, die großen Mengen an Informationen im Kern sowie die charakteristische ›Königskrone‹ deuteten darauf hin. Daher auch der Name, Novel Corona Like Virus. Er ähnelte anfangs sehr dem SARS-Erreger. Der Grund, warum ich der *derzeitige* Übertragungsweg gesagt habe, ist, dass der Virus mutiert. Während des Zeitraums, in dem wir NCoLV untersucht haben, hat er sich markant verändert.«

Ulrika legte das iPad weg. »Inwiefern?«

»Die Zellen, die NCoLV befällt, werden zu sogenannten Supermutanten, nicht unähnlich einer Krebszelle. Dieses Verhalten hat zur Folge, dass der Virus andere Virusgene, auf die er im Wirtskörper stößt, einfängt und integriert. Beispielsweise kam NCoLV in einem der infizierten Patienten in Kontakt mit einem Orthomyxovirus, also einem Strang des Influenzavirus A, wir vermuten H3N1, und bei der nächsten Replikation war der Influenzastrang bereits Teil von NCoLV. Das heißt, dass NCoLV mit jeder Mutation immer stärker, immer vernichtender wird.«

Ulrika schnappte nach Luft. »Großer Gott, das klingt ja wie blanker Horror.«

»Sicher, es ist eine spektakuläre Hypothese. Aber es ist die einzige Erklärung für das, was wir bei den Mutationen sehen.«

»Also wie sieht NCoLV derzeit aus?«

»Derzeit ist der Virus so etwas wie ein Hybrid aus Lenti-, Corona- und Orthomyxovirus.«

Sven hielt ein Farbbild im A4-Format hoch. Es zeigte einen lila schimmernden Viruspartikel mit zerklüfteter Oberfläche. Aus dem Viruskörper ragten rundherum lange, scharfe Stacheln heraus.

Sven zeigte auf die Stacheln. »Wie Sie wissen, sind es die Tropismen, die darüber entscheiden, welche Zellen der Virus infizieren kann. Die Stacheln oder Peplomere fungieren als Schlüssel, die nur in ganz bestimmte Schlösser passen. Lentiviren können Zellen aufschließen, die mit der Immunabwehr zu tun haben, Coronaviren können in Zellen von Augen, Nase, Mund eindringen und so weiter. Aber nun sehen Sie sich NCoLV an, die Peplomere sind von unterschiedlicher Form und Länge. Das hier ist wirklich ein Monster und etwas, das wir so noch nie gesehen haben: ein Virus, der Schlüssel zu mehreren Schlössern des Körpers besitzt, ein Angreifer, der an allen Fronten gleichzeitig zuschlägt. Und in jedem infizierten Patienten findet er neue Schlüssel.«

Sven legte das Bild auf den Tisch. Ulrika starrte stumm auf den stacheligen Viruskörper.

Haluza, Israel

David Yassur trommelte ungeduldig mit den Händen auf die Schreibtischplatte. Er saß in Yanis Solmans Büro, aber Yanis selbst war nicht da. David wollte gerade aufstehen, als Yanis die Tür öffnete. Er war außer Atem, seine Haare waren nass.

»Ich war schwimmen, entschuldige bitte. Was gibt's?«

»Der Ring.«

Yanis sah ihn verständnislos an, während er auf der anderen Seite des Schreibtisches Platz nahm. Er trug einen Trainingsanzug und Sandalen. »Was meinst du?«

»Den Ehering von Akim Katz. Das protzige Stück, das du ihm gelassen hast.«

Yanis wippte mit seinem Stuhl und verschränkte die Arme vor der Brust. »Was ist mit dem Ring?«

»Was habt ihr damit gemacht? Wo ist er?«

»Da, wo er immer ist.«

»Und das wäre?«

Yanis schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, worauf du hinauswillst. Er steckt an Akims linkem Ringfinger.«

David schlug mit der Hand auf den Schreibtisch, dass es knallte. Yanis wäre beinahe hintenübergekippt, fand aber das Gleichgewicht wieder. »Was ist denn los?«

»Er ist weg! Das war das Erste, was mir aufgefallen ist, als ich mir den Film angesehen habe. Wie konnte dir das nur entgehen!«

Yannis sah ihn für einen langen Moment an. Er wirkte plötzlich unsicher.

»Ich ... Aber er ...«

David stand auf. »Du schüttelst dir jetzt das Chlorwasser aus den Ohren, nimmst den erstbesten Fahrstuhl nach unten zu Sektion fünf und findest heraus, was genau passiert ist. Und ruf alle zusammen, die Kontakt zu ihm hatten. Jeden Einzelnen. Der Ring muss her.«

Yanis erhob sich ebenfalls. Er zog eine Schublade auf und nahm einen Berechtigungsausweis an einem langen schwarzen Band heraus. Er blickte auf den Ausweis und wandte sich dann zu David um. »Wenn das stimmt, was du auf den Videoaufnahmen gesehen hast, und der Ring wirklich weg ist, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten.«

Als David schwieg, fuhr Yanis fort: »Entweder hat einer der

Wächter ihn gestohlen. Oder Akim hat ihn benutzt, um etwas damit zu bezahlen.«

David hielt ihm die Tür auf.

»Ich vermute Letzteres. Und du wirst jetzt herausfinden, was er gekauft hat und von wem.«

Yanis ging eilig hinaus auf den Gang. David schloss die Tür hinter ihm mit heftigem Knall und setzte sich dann wieder auf den Besucherstuhl am Schreibtisch. Er dachte an Akims dicken Diamantring. Wenn man siebzehn Meter unter der Erde in einer Isolationszelle saß, was konnte man sich dann mit einem solchen Ring erkaufen?

Stockholm, Schweden

Ulrika Seger war mittlerweile so müde, dass ihr das Denken schwerfiel. Sie scrollte durch ihre Notizen auf dem iPad und versuchte zu ergründen, ob sie etwas vergessen hatte. Sven Sahlgren hielt sich auch nur noch mit Mühe wach.

Ulrika räusperte sich. »Ich bin genauso kaputt wie Sie. Nur noch ein paar Fragen, dann können wir Feierabend machen. Wissen wir, wer Patient Null war?«

Sven nickte. »Der Indexpatient ist Hanna Söderqvist. Es ist natürlich möglich, dass vor ihr schon jemand erkrankt ist, aber sie ist der erste nachgewiesene Fall.«

»Und der Ursprung des Virus?«

»Ich weiß, es hört sich komisch an, aber es ist bisher noch niemandem gelungen, den Ursprung festzustellen. Die Befragung von Patient Null hat nichts ergeben. Sie war nicht im Ausland, hatte keinen Kontakt zu Haustieren. Keiner in ihrer Umgebung war krank.«

Ulrika blickte ihn skeptisch an. »Wollen Sie damit sagen, dass keiner weiß, woher der Virus kommt? Oder wie Patient Null sich angesteckt hat?«

»Wir haben keine Ahnung. Thomas Wethje hat enorme Arbeit geleistet, um die Herkunft des Virus zu ermitteln, ist aber gescheitert. Auch hat keines der internationalen Forschungsinstitute eine plausible Theorie liefern können.« Mit deutlicher Ironie fügte er hinzu: »Ein Angehöriger von Patient Null, ich glaube, es war ihr Mann, hat behauptet, dass der Virus von einem Computervirus abstammt. Dass sie infiziert wurde, als sie den Computer benutzt hat.«

Ulrika war zu müde, um auf eine derart abwegige Spekulation einzugehen. »Hanna Söderqvist ist also bisher die Einzige, die wieder gesund geworden ist?«

»Das ist richtig. Aus irgendeinem Grund scheint der HIV-Blocker Centric Novatrone bei ihr gewirkt zu haben. Leider hat keiner der anderen Patienten auf das Medikament angesprochen. Novatrone war ein Glückstreffer, aber es hat nur dieses eine Mal gewirkt, bei genau dieser Version des Virus.«

Ulrika schaltete das iPad aus und steckte es in seine Lederhülle. »Eine letzte Frage noch, bevor Sie gehen. Kennen Sie Cryonordic?« Sven nickte.

Ulrika fuhr fort: »Nach ihrer Abspaltung von Astra Pharmaton haben sie sich zu einem renommierten Biotechnologie-Unternehmen entwickelt, nach allem, was ich gehört habe, einem der besten in Europa.«

Sie erwartete Svens Bestätigung, und er nickte wieder. »Cryonordic hat einen hervorragenden Ruf. Es gehört zu den wenigen privaten Unternehmen weltweit, denen es erlaubt ist, ein Hochsicherheitslabor der höchsten Schutzstufe zu betreiben.«

Ulrika lächelte leicht. »Ganz genau. Und deshalb werde ich Cryonordic beauftragen, einen NCoLV-Impfstoff zu entwickeln. Trotz der begrenzten Verbreitung müssen wir NCoLV sehr ernst nehmen. Ich will nicht länger untätig warten, bis ein Gegenmittel gefunden ist. Wer weiß, was noch vor uns liegt? Cryonordic scheint eine Reihe der fähigsten Wissenschaftler Europas unter Vertrag zu haben.«

Sven sah plötzlich verärgert aus. Ulrika ließ sich von seinem Gesichtsausdruck nicht beirren.

»Ich möchte Sie bitten, sich umgehend mit Cryonordic in Verbindung zu setzen. Bestellen Sie denen einen schönen Gruß von mir, sie sollen Ihnen sagen, was sie brauchen. Ich denke, das wird sicherlich infiziertes Blut sein, und sie werden Zugang zu Ihren Forschungsergebnissen haben wollen.«

Sven schüttelte den Kopf. »Ich denke nicht, dass wir einen privaten Mitspieler brauchen. Wir können das selbst lösen.«

Ulrika verschränkte die Arme vor der Brust und sah ihn scharf an.

Sven seufzte und gab sich geschlagen. »Aber wenn Sie unbedingt wollen ..., meinetwegen.«

Er erhob sich, zog seine dünne Sommerjacke an und knöpfte sie bis zum Hals zu. Nach einer Weile sagte er in versöhnlicherem Ton: »Etwas Gutes hat NCoLV ja.«

Ulrika war im Begriff, ebenfalls aufzustehen, hielt aber inne. »Und das wäre?«

»Der Virus ist sehr instabil. Das bedeutet, dass er außerhalb des Körpers nicht überlebt. Er kann nicht an Aerosolen festmachen, also Feuchtigkeitspartikeln im Luftstrom, und er scheint sich auch nicht in den Atemwegen festsetzen zu können. All das vermindert das Übertragungsrisiko deutlich.«

Er sammelte seine Papiere zusammen und verstaute sie in einer abgeschabten weinroten Aktentasche.

»Der Virus müsste eine ganze Reihe von Modifikationen durchlaufen, ehe er zu einer wirklichen Gefahr wird. Erst dann könnte man von einer drohenden Pandemie reden.«

Ulrika wurde blass. »Was für Modifikationen?«

»Er müsste sich stabilisieren. Und dann müsste er mit Varianten mutieren, mit denen er bisher noch nicht in Kontakt gekommen ist, beispielsweise H5N1, der Vogelgrippe. Das wäre allerdings eine Katastrophe. Wenn er durch die Luft übertragbar würde und außerdem einen Weg fände, an Rezeptoren in den Atemwegen anzudocken ...«

Er beendete den Satz nicht. Stattdessen nahm er seine Aktentasche und öffnete die Tür.

Ulrika antwortete nicht, und sie wechselten auch keine Worte mehr, als sie sich die Hand gaben. Sie waren beide zu müde und zu tief in Gedanken versunken. Svens letzte Worte klangen Ulrika noch im Ohr, während sie mit hochgezogenen Schultern über den verlassenen Parkplatz eilte und durchnässt in ihr Auto stieg.

Internet

Die paneuropäische Datenbank EPAR, das European Portal for Advanced Research, ist das mit Abstand wichtigste Verbindungsglied in der Zusammenarbeit von EU-finanzierten Forschungseinrichtungen und assoziierten Laboren. Außerdem verfolgen rund hundert Branchenzeitungen die Nachrichtenflut auf EPAR, auf der Jagd nach bahnbrechenden Innovationen und Neuigkeiten. Das System sortiert die Absender nach Relevanz, Glaubwürdigkeit, Auszeichnungen und Anzahl der Patentanmeldungen. Das kleine Unternehmen Cryonordic in Uppsala hatte in den letzten fünf Jahren die Rangliste bei Virologie und Biotech angeführt. Um Viertel nach eins in der Nacht lud einer der promovierten Wissenschaftler des Unternehmens einen Artikel mit der Überschrift *From digital to biological – connecting Mona with NCoV-1* auf EPAR hoch. Der Artikel, der sich auf Auszüge aus den Patientenakten des Arztes Thomas Wethje bezog, griff auch die spektakuläre Hypothese auf, dass der weltumspannende Computervirus Mona die Ausgangsbasis des biologischen Virus NCoV sein könnte. Diese Behauptung stammte von einem Angehörigen eines Patienten von Thomas Wethje (EPAR ließ keine Nennung von Patientennamen zu). Obwohl Wethje selbst die Hypothese zurückgewiesen hatte, war sie als fantasieanregendes i-Tüpfelchen in den Artikel aufgenommen worden. Ein Reporter

der englischen Internetzeitung Research Frontier sah die Nachricht und schrieb eine kurze Notiz darüber. Die Notiz, die in derselben Nacht um zehn Minuten nach zwei im Web publiziert wurde, erhielt die Überschrift *Could Mona infect humans?*. Zweiundvierzig Minuten später hatte Google die Seite indexiert und sie für über eine Milliarde Nutzer auffindbar gemacht.

Haluza, Israel

David Yassur schlief, als Yanis Solman zurückkehrte. Durch die unnatürliche Haltung auf dem Besucherstuhl war sein Nacken steif geworden, und ein Fuß war eingeschlafen. David erhob sich, verzog das Gesicht und streckte sich.

»Sag mir, dass ihr das Mistding gefunden habt. Dass er ihn verschluckt hatte oder dass er unter dem Kopfkissen lag.«

»Mehr oder weniger. Wir wissen, wo er ist.«

»Wo?«

»Zu Hause bei jemandem vom Wachpersonal.«

»Hat er ihn gestohlen?«

»Der Wärter ist eine Frau, Tanya Grossman. Nein, sie hat den Ring nicht gestohlen. Er hat ihn ihr geschenkt.«

David sah ihn lange an. Dann stopfte er sich das Hemd in die Hose und zeigte auf die Tür. »Bring mich zu ihr.«

»Sie wartet in der Personalkantine.«

David schnaubte. »Habt ihr der Dame vielleicht noch ein Stück Torte spendiert? Ab ins Verhörzimmer mit ihr, sofort.«

Yanis sah ihn missbilligend an, griff dann aber nach seinem Sprechfunkgerät und gab Anweisung, Tanya in den M33 zu bringen, einen von zehn Hafräumen im Erdgeschoss. Die beiden Männer gingen schweigend durch einen langen Korridor ohne Türen, stiegen steile Treppen hinunter und kamen in einen weiteren Korridor, diesmal mit nummerierten Türen zu beiden Seiten.

Yanis räusperte sich. »Wie gesagt, sie gibt an, den Ring als Geschenk erhalten zu haben. Tanya ist eine gute Wärterin.«

David antwortete nicht.

Yanis blieb vor Tür Nummer dreiunddreißig stehen. »Der Raum ist vom altmodischen Schlag. Keine Technik, keine Einwegfenster zur Überwachung. Nur ein Tisch und zwei Stühle.«

»Umso besser. Ich brauche dreißig Minuten.«

Yanis fühlte sich sichtlich unwohl. »Wir haben einen starken Betriebsrat hier in Ketziot. Also keine Beleidigungen und keine Drohungen, okay?«

David ging wortlos hinein und schlug die Tür hinter sich zu.

Yanis lehnte sich an die Wand und sah auf die Uhr. Sollte er in sein Büro zurückgehen oder hier warten? Aus dem Raum war ein Knall zu hören, gefolgt von einem schrammenden Geräusch. Yanis holte tief Luft und legte die Hand auf die Klinke. Zögerte. Dann zog er die Hand zurück, blieb aber dicht neben der Tür stehen und versuchte zu lauschen.

Die Tür wurde aufgerissen, und David kam heraus. Er hielt ein schwarzes Mobiltelefon hoch. »Siehst du das hier?«

Yanis konnte gerade noch einen Blick auf Tanya werfen, ehe die Tür ins Schloss fiel. Sie saß tief vornübergebeugt, die Stirn auf den Tisch gelegt, vielleicht weinte sie. Ihre graue Jacke lag zusammengeknüllt auf dem Boden.

»Er hat ihr den Ring nicht geschenkt. Er hat sich eine Vergünstigung erkaufte. Eine verdammte SMS, das war es, was er für seinen dicken, fetten Ring bekommen hat.«

David steuert auf die Stahltür zu, die auf den Hof hinausführte.

Yanis folgte ihm eilig. »Aber das ist gegen die Regeln.«

»Ihr hat seine Familie leid getan. Als er sie anbettelte, ein Lebenszeichen schicken zu dürfen ... eine SMS an seine Frau, um ihr zu sagen, dass er noch lebt ...«

David riss die Tür auf und stürmte hinaus auf den Hof.

»Deine ach so tüchtige Wärterin hat sich erweichen lassen, begreifst du? Sie hat ihm erlaubt, eine SMS zu schicken.«

Sie bogen um die Ecke und kamen auf den Parkplatz vor dem Hauptgebäude des Gefängnisses. David ging zu seinem Auto, schloss es auf und wandte sich an Yanis.

»Akim Katz hat die SMS sofort nach dem Abschicken gelöscht, Tanya hat also nicht gesehen, was er geschrieben hat. Jetzt müssen wir sie über den Provider ausgraben.« Er setzte sich hinters Steuer und startete den Motor. Bevor er die Tür schloss, blickte er den Verhörleiter eindringlich an.

»Irgendetwas sagt mir, dass es keine Liebesbotschaft war, die er abgeschickt hat. Und wenn das stimmt, steckst du mit deinem ganzen löchrigen Sieb von Gefängnis verdammt tief in der Scheiße. Ich schlage vor, dass du Akim weckst, ihn mit allem Mist vollpumpst, den du auftreiben kannst, und aus ihm herauskriegst, was in der Nachricht stand und wer der Empfänger war.«

Bevor Yanis antworten konnte, schlug David die Autotür zu und gab Gas. Yanis blickte den roten Rücklichtern nach, die Kurs auf den inneren Kontrollposten nahmen und bald darauf in der Dunkelheit von Haluza verschwanden. Er dachte an Tanya. Was hatte der Mossad-Chef eigentlich mit ihr gemacht?

Mogadischu, Somalia

Sie waren eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit an Ort und Stelle. Der Himmel war strahlend blau, und trotz der frühen Morgenstunde zeigte das Thermometer bereits sechsundzwanzig Grad. Der Markt hatte noch nicht geöffnet, aber es herrschte bereits hektisches Treiben auf dem großen Platz. Rachel Papo wandte den Blick von den Marktständen ab und hielt stattdessen Ausschau nach ihrem Leibwächter Jaamac Bentou. Sie hatten beschlossen, dass er gleich eine Stelle für sie suchen sollte, wo sie etwas abseits sitzen konnten. Sie entdeckte ihn, als er gerade aus